1930 verließen mehrere mennonitische Familien Russland über China.
Über dieses sehr bewegende Ereignis und auch über ihre Familie schrieb Lena Wiens in ihren Erinnerungen.
Sollte jemand irgend welche Informationen über Lena Wiens haben, würde ich mich sehr freuen sie zu bekommen. (Anna Dück Anna.Schimf@web.de)

Meine Großeltern von Mutters Seite

Meine Großeltern waren Abram und Katharina Fast, geb. Boldt. Sie kamen als junge Eheleute aus der Molotschnaja, wo sie auch geboren waren. Sie waren landlos und siedelten ganz arm auf der neuen Ansiedlung Sagradowka an. Opa Fast hat erzählt, wie schwer es ihnen gewesen sei, mit kleinen Kindern und wenig Kapital die Ansiedlung zu machen.

Da der Boden sehr fruchtbar, und das Klima günstig war, gab es gute Ernten. Mit Hilfe der alten Kolonie in der Molotschnaja ging es langsam voran. Mit dem Flegel und mit dem Stein wurde das Getreide gedroschen. Doch schon nach wenigen Jahren gab es einen Aufschwung. Sie hatten tüchtige Männer in der Kolonieverwaltung. Die Männer betreuten 18 Dörfer und bauten eine geordnete Kolonie auf. Auch Opa Fast, als junger Landwirt half tüchtig mit im Aufbau aller Koloniezweige.

Sie hatten Söhne und Tochter. Die Söhne waren Abram and David. Die Tochter waren Katharina, Agata, and Anna. Anna war meine Mutter. Als meine Mutter (damals Anna Fast) 12 Jahre alt war, starb ihre Mutter an Krebs. Opa Fast blieb mit 5 Kindern ohne Frau and Mutter. Nach kurzem Witwenstand heiratete Opa Fast eine altere Jungfrau, Suse Unrau. Aus dieser zweiten Ehe kam noch eine Tochter Susanna, und ein Baby starb.

Mit der zweiten Ehe erhielt Opa Fast mehr Kapital, und die Wirtschaft wurde groß ausgebaut. So wurde er ein wohlhabender Mann. Schon mit seiner ersten Frau wurden sie an Gott glaubig, getauft, und schlossen sich einer kleinen Brüdergemeinde in der Kolonie an.

Die Jahre gingen. Die Söhne und Tochter wuchsen und wurden groß und dachten an heiraten. In demselben Dorf (No. 14), das Steinfeld hieß, wohnten auch Johann (Julius) Wiensen. Sie gehorten zur Mennonitengemeinde. Es war auch eine große Familie. Die Söhne waren Johann, Franz (der später mein Vater wurde), David, Heinrich, and Abram. Die Tochter waren Susanna, Liese, und Tina. Dann gab es unter der Jugend dieser Familien ein freundschaftliches Verhaltnis. Franz Wiens schloß mit Anna Fast einen Ehebund. Das sind meine Eltern. Dann war es Abram Fast (meiner Mutters Bruder) der mit Susanna Wiens, (meines Vaters Schwester) die Ehe schloß. Wieder war es Abram Wiens, (mein Vaters Bruder) der Susanna Fast heiratete (meiner Mutters Schwester aus der zweiten Ehe).

Franz Wiens und Anna Fast wurden meine Eltern. Sie feierten im Jahr 1912 ihre grüne Hochzeit. Nach der Hochzeit zogen sie zu Opa und Oma Fast (meiner Mutter Eltern). So hatten meine Opa und Oma Fast sich geeinigt, sie wollten Schwiegersohn Franz Wiens, weil sie schon nur eine Tochter hatten, zu sich auf der großen Wirtschaft nehmen, um die Wirtschaft zu übernehmen, wenn die Großeltern erst älter wurden.

Opa Fast, mein Großvater, war so zufrieden mit seinem Schwiegersohn (mein Vater), daß sie sich einigten, als eine Familie zu leben, und daß sie alles gemeinsam hatten. Ihr Motto war "Was mein ist, das ist auch dein". Bald sollte dann auch die letzte Tochter, Susanna Fast, aus zweiter Ehe heiraten. Meine Eltern, Franz Wiens, wurden mit den Großeltern, Opa and Oma Fast, eine Familie.

In dieser Familie war Opa Fast das Haupt und mein Vater, Franz Wiens, war beratendes Mitglied. Opa konnte sich auf meinen Vater verlassen. Weil er arbeitsam und geschickt in der Arbeit war, war er bei Opa hoch angeschrieben. Das eregte Neid bei den anderen Kindern von Opa und Oma Fast in Sibirien, wo zwei Söhne und die älteste Tochter verheiratet wohnten.

Im Jahre 1914 wurde bei Franz und Anna Wiens ihr erster Sohn, Johann, geboren. Im selben Jahr 1914 brach auch der Weltkrieg aus, und Vater mußte im Stadtsdienst Forstarbeit machen. In dieser Zeit mußte Opa Fast mit einem russichen Arbeiter die Wirtschaft besorgen.

Am 6. Januar 1916, während die politische Lage in Rußland sich zuspitzte, wurde ihnen ein Tochterchen, Suse, geboren. Als im Jahre 1917 der russische Kaiser gesturzt wurde, herrschte in Rußland Anarchie, und die schöne, gute Zeit unserer Vorfahren war vorbei. Nach 150 Jahren Kaiserreich, wo die Mennoniten zu Wohlstand gekommen waren, brach das ganze Romanowsgeschlecht, die Kaiserfamilie zusammen. Jetzt bildeten sich zwei Parteien im Reich, rot und weiß. Die Roten waren die Kommunisten und die Weiße die Demokraten. In dieser Zeit bildeten sich Räuberbanden worunter die Mennoniten auf der Ansiedlung Sagradowka auch schwer zu leiden hatten. Es war ein Hauptmann, Machno, der mit seiner Bande im Jahre 1919 grausam raubte und mordete. Die Großeltern und meine Eltern mit kleinen Kindern ließen alles stehen und flüchteten in die Steppe vor den Rauberbanden und blieben dort zur Nacht. Als sie dann morgens wieder auf ihren Hof kamen, war die Bande abgezogen, und es herrschte vorlaufig Ruhe. Eines Nachts kam wieder eine Bande auf den Hof, schlugen Fensterscheiben ein and brüllten, man sollte sie gleich die Türen offnen. Das gab einen großen Schreck, und Oma und meine Mutter schrieen aus Furcht. Als die Türen geoffnet wurden, kamen bewaffnete Manner und verlangten Geld. Weil kein Geld da war, mußten Opa und Vater mit dem Gesicht zur Wand gedreht stehen. Ein Bandit hatte sich mit der Flinte zu Mutter gedreht, und Mutter hatte dann aus Furcht geschrieen so sehr sie konnte, während die Banditen dann das ganze Haus durchwühlten und Wertsachen mitnahmen. Morgens konnte meine Mutter kein lautes Wort sprechen. Auch ihr Haar war ein gut Teil grauer geworden.

Hier eine kleine Erklärung: Als im Marz 1917 die Kaiserregierung fiel und dann im November, 1917 die Bolschewisten an die Regierung kamen, waren die guten Tage mit Frieden und Sicherheit bald vorbei. Die umliegenden Russen verlangten und erhielten Land, Pferde, und Ackergeräte. Jeder Bauer mußte etwas von seinem Hab und Gut abgeben. Das war nicht leicht. Eine zeitlang wurde von Jungmannschaft Tag und Nacht Wache gestanden, um die Banditen aus der Ansiedlung fern zu halten. Es wurde aber immer schwerer. Es war Frühling, 1919 wo doch immer wieder Banditen in die Dörfer kamen und raubten. Die Bande war groß und stark geworden, und im Sommer drangen sie in Dorfer und nahmen Pferde, Kleider, Droschken, ja kurz alles, was ihnen gefiel. Immer ging der Bürger mit Angst zu Bett. Das Leben war sehr unsicher. Bewaffnete Banden zogen im Land umher, raubten und mordeten ungestraft. Die schlimmste derselben war die Bande Machno. Die Schreckenstage in der Ansiedlung Sagradowka am 29. und 30. November und 1. Dezember, 1919 Im November 1919 überfiel ein Teil von der Bande sechs Dorfer dieser Ansiedlung. Durch den Überfall gab es viele Witwen und Waisen. Das ganze Dorf Munsterberg, (Nr. 11) und 75 Wirtschaften in anderen Dorfern wurden niedergebrannt. Ringsum leuchtete der Himmel in rotem Schein. Dazu hörte man Flintenschusse und das teuflische Geschrei. Endlisch verließen die Unholden das Dorf Tiege (Nr. 8) und zogen ab zum anderen Dorf.

Am Morgen, als es erst hell war, gingen die Leute angstlich rufend herum. Dann erst erfuhren sie das Schreckliche, daß nämlich viele Einwohner in Tiege (Nr. 8) aufs Schrecklichste ermordet waren. Außer Mord, Brand, und Raub wurden zahlreiche Frauen und Madchen von 12 Jahren und darüber aufs schändlichste vergewaltigt. Oft waren sie noch unbarmherzig darauf getötet. Dieses geschah in Tiege (Nr. 8) am ersten Schreckensabend, November 29, 1919. Als endlich nach endlos scheinender Nacht der Morgen trübe dämmerte, sahen sie deutlicher die teuflischen Spuren der Verwüstung. In Tiege waren die besten Wirtschaften eingeaschert.

Jetzt glaubten sie, die Bande sei nunmehr befriedigt abgezogen aus dieser Gegend. Aber

am fruhen Morgen, November 30, kamen sie wieder aus den umliegenden Dörfern zurück. Zahllose Fuhrwerke kamen nun, um noch Beute abzuholen. Jetzt wurde das Postamt im Tiege beraubt, die Kasse aufgebrochen, und der Telegraphenapparat vernichtet und manches mehr.

Nach diesem wurden Hausraube ausgeführt und mit dem Raube die mitgebrachten Wagen hoch beladen. Außer Geld und Wertsachen, Mehl, Getreide, Nahrungsmitteln, und Kleider wurden auch uber 40 Pferde aus Tiege mitgenommen.

Am 1. Dezember kamen noch massenhalft Nachzügler nach Tiege, die ihre Raubarbeit fortsetzten, während eine starke Abteilung nach Schonau (Nr. 13) abzog und dieses Dorf in Brand steckte, raubte, und mordete. Sechs Dörfer wurden von dieser historischen Katastrophe betroffen: Gnadenfeld (Nr. 12), Reinfeld (Nr. 16), Orloff (Nr. 6), Tiege (Nr. 8), Münsterberg (Nr. 11), und Schonau (Nr. 13).

Diese sechs Dörfer haben die Greueltaten in ähnlicher Weise erlebt. Am schrecklichsten aber wurden Münsterberg und Tiege verwüstet, in teuflischen Untaten. Vom Abend, des 29. November an hat dort das Feuer gewütet; fast samtliche Einwohner, von Kind in der Wiege bis zum lebensmüden Greise, wurden ausgeschlachtet und ein großer Teil verbrannt -- über 100 Personen. Das ganze Dorf mit Hab und Gut und vielem lebenden Vieh wurde eingeäschert. Von über 100 Toten war es nur moglich, 37 Leichen in ein Massengrab zu legen. In de Zwischennächten während der Mörderei wurde im Dorfe Schesternja ununterbrochen Samagonka (selbstgebrauter Branntwein) für die Bande gekocht. Endlich, endlich am Abend des dritten Mordtages, den 1. Dezember, wurden die Räuber in Schesternja durch das Aufblitzen eines Scheinwerfers von der Seite der hiesigen Wolost durch die herannahenden "Kadetten" (Denikinzy) aufs heftigste erschreckt. Ein Augenzeuge beschreibt diesen Moment: Augenblicklich wurde bei den Räubern zum Aufbruch signalisiert, und in wilder Flucht verließen die Unholden das Dorf Schesternja und somit auch unsere zerrüttete Wolost. Sie schlugen von hier aus eine südostliche Richtung nach Kronau ein und von dort nach Nikopol. Gerüchte verlauten, daß die Morder von den verfolgenden Kadetten zum großten Teile erschlagen worden seien. Dies geschah am 1. Dezember, 1919. (Hier habe ich manches aus dem Buch Sagradowka genommen.)

Jetzt noch etwas von meinem Opa und meiner Oma Fast, meinen Eltern Franz Wiens, und meinem Onkel und meiner Tante Abram Wiens, was ich von den Eltern gehort habe.

Meine Eltern wohnten bei Opa und Oma Fast in der Sommerstube, und der Onkel auf Nachbarschaft, im Dorfe Steinfeld (Nr. 14). In der unruhigen Zeit war niemand sein Leben sicher. So waren auch Opa und Oma Fast, meine Eltern mit drei kleinen Kindern, und der Onkel und die Tante mit einem Baby machmal von Zuhause, irgendwo im Versteck. Nachst irgendwo in der Steppe, und am Tag haben sie die Zeit im Kornfeld (Mais) zugebracht, solange die Banden im Dorf hausten. In einer Nacht ist die Bande auf den Hof gekommen und hat mit langem Sabel die Fenster eingeschlagen. Es hat geblitzt und gekracht, ein sehr unheimliches Gefühl. Dann warfen sie eine Handgranate durchs Fenster in die Stube. Mein Vater, so schnell wie er konnte, warf sie wieder hinaus und da ist sie explodiert. Ein anderes Mal wollte Mutti Brot backen. Der Teig war fertig zum Backen. Das Feuer im Ofen war auch fertig. Da kam die Ansage, die Bande kommt auf unserem Dorf zu. Ein jeder versuchte dann so schnell wie moglich sich in Sicherheit zu bringen. Mutti hatte dann schnell das Brot in den Ofen gestellt und war auch in den Garten gelaufen, ins Kornfeld hinein, wo die Familie war.

Hier eine Erklarung: auf jedem Dorfende stand Wache zu Pferd. Weil da die offene Steppe war, hatten sie eine weite Aussicht. Wenn dann so eine Bande auf dem Wege war, wurde es gleich von Haus zu Haus weitergegeben. Meine Opa und Oma Fast und Eltern sind oft auf der Flucht und auch manchmal in großer Gefahr gewesen. Sie haben Tag und Nacht in Angst gelebt. In dieser schweren Zeit hatten meine Eltern drei kleine Kinder (5, 3, and 1 Jahr alt), und das war sehr schwer.

Unter den Sowjets

Das Land wurde von den Sowjets unter allen Einwohnern, die auf dem Land wohnten und bauern wollten, gleichmaliig verteilt. Der Besitzende wurde fortwährend als Verbrecher und Übeltäter hingestellt. Der Arme, ob verschuldet oder unverschuldet, galt immer als der Edle

und Unterdrückte. Fortwiihrend wurde er gegen den Wohlhabenden aufgestachelt. Das verursachte viel Verdruß und Ärger.

Im Herbst, 1921 wurden die Manner mobilisiert. Sie mußten in Wiildern und etliche in Kanzleien ihren Dienst leisten. Zuhause gingen die Erpressungen weiter. So konnten die Felder nur sehr schlecht bearbeitet werden, manche überhaupt nicht. Als es im Jahre 1921 dann noch so trocken war, gab es eine fast totale Fehlernte. So gab es eine große Hungersnot. Im Frühling, 1922 waren die Häuser, wo noch Brot war, fast fortwährend von Hungernden belagert. Unter Hecken und Zäunen lagen sie und starben.

Meine Opa und Oma Fast und Eltern Franz und Anna Wiens hatten noch immer zu essen. Meine Eltern haben auch vielen Hungrigen zu essen gegeben. Doch konnten sie nicht jedem etwas geben. Tausende Brotlose überfluteten diese Wolost. In dieser Zeit wurde die amerikanische Küche eingerichtet. Es war im Fruhsommer, 1922. Es war wirklich eine Hilfe in großer Not. Im selben Jahr brach auch Typhus aus, und es gab ein großes Sterben. Wie schon gesagt, während des Frühlings, 1922 waren diese Dorfer von fremden hungrigen Menschen überfüllt. Einbruche bei Nacht und Diebstahl von Nahrungsmitteln wurden so häufig, daß etwas getan werden mußte, wenn die Ansiedlung nicht unter eine Banditenherrschaft der Frenden kommen sollte. Polizei gab es keine, auch keine Obrigkeit, an die man sich hätte um Hilfe wenden konnen. So wurden in den Dorfen Kommissionen zur Bekämpfung des Banditentums gewählt. Der Gedanke war an für sich ja gut, jedoch die Art und Weise, wie es in etlichen Dörfern gehandhabt wurde, war nicht gut. Es war eine sehr böse Zeit.

Im Jahre 1922 war die Ernte nur schwach, doch so, daß die Leute wieder ihr Brot hatten. In vielen Fällen aber nicht so, wie sie es gewohnt waren. Doch das Morden and Rauben ging weiter. Die Forstersfamilie wurde jammerlich umgebracht. Auch wenn die Bürger mit Getreide auf dem Wege zur Mühle waren, wurde das Fuhrwerk beraubt und sie selber grausamer Art umgebracht -- teils mit der Leine erwurgt, teils ob Kind oder Greiß erschlagen.

Im Herbst, 1922 kehrte etwas mehr Sicherheit ins Land. Überfälle and Morde wurden seltener. Die Regierung wurde stärker. Die Bürger wurden jetzt auf legalem Wege geraubt und drangsaliert. Mehr und mehr fremde Kommunisten wurden in die Dorfer geschickt. Die Verwaltung wurde allerorts in ihre Hande genommen. Diese Leute gehorten fast alle zum Pöbel, und viele von ihnen waren gemeine Verbrecher. Unter solchen Umständen wünschten sich viele aus Rußland weg. Als sich solche Moglichkeit bot, gingen in den Jahren 1924 bis 1927 recht viele nach Kanada oder Sud-Amerika.

Im Jahre 1924 fing es ein wenig besser an zu gehen. Die Regierung gab den Bürgern etwas mehr Freiheit, und es ging wieder leichter. Doch, da änderte die Regierung im Jahre 1928 plotzlich ihre Taktik. Die Kollektivierung wurde strengstens durchgeführt. Die Bürger wärden als die Feinde des Landes angesehen.

Niemand durfte mehr auswandern. Sehr viele Familien wurden unter den grausamsten Verhältnissen nach Sibirien in die Verbannung geschickt. Bei schwerer Arbeit und sehr wenig Essen sind viele, wohl fast alle, dem Tode anheimgefallen.

Wie es den verbannten in Sibirien erging, erfährt man von etlichen Auszugen aus Briefen. Die Menschen werden zu Tode gehetzt. Tag und Nacht arbeiten sie für 200 Gramm Brot. Alte Frauen mit von Hunger geschwollenen Füßen, junge Mädchen mit von Holz schleppen blutenden Schultern... Ein 16 jahriger Junge schrieb im Februar 1932: "Heute bin ich fast verzagt an meinem Leben, weil ich so allein stehe, unter lauter Tatarten und Kazapen, ohne Brot und fast ohne Kleider. Ich wurde in ein kaltes Zimmer geworfen, habe da fünf Tage gefroren, und bekam kein Brot. Dann ließ man mich hinaus, hungrig und durstig wurde ich von Reitern gejagt, da ich noch eine schwere Last tragen mußte". Er schrieb noch so manches anderes auf, wie die Menschen auf schändlicher Art zu Tode gequält wurden.

So sahen auch Opa Fast und mein Vater Franz Wiens sich bedroht, weil auch sie als Gutsbesitzer angesehen wurden. Auf legalem Wege Rußland zu verlassen war nicht mehr moglich, da es keine Pässe fur eine Auslandreise mehr gab. Jetzt einigten die Großeltern und Eltern sich, daß mein Vater nach Sibirien fahren sollte, um zu erfahren, ob es da auf

politischem Gebiet besser Stande. So nahm mein Vater die Gelegenheit wahr, auch noch das Amurgebiet zu beschauen, wo Mama's Schwester, David Friesens, gerade ansiedelten.

Als er sich Land und Leute angesehen hatte, entschloß er sich, wenn Opa Fast auch damit einverstanden sei, würden sie die Wirtschaft in Sud-Rußland liquidieren und nach dem Amur ziehen.

Wir hatten eine sehr schöne, große Wirtschaft, mit einem großen Obstgarten von Süß and Sauerkirschen, Apfeln, Aprikosen, und viele Sorten von Pflaumen und Maulbeeren. Da haben wir Kinder uns manchmal so richtig sattgegessen, und wir konnten essen nach Herzenswunsch oder Lust.

Ich kann mir noch von dem Tag denken, wo alles ausverkauft wurde, und später, wie Opa und mein Vater sich sehr unsicher fühlten. Nachts waren sie irgendwo im Versteck aus Furcht vor Überfalle.

Im Spätherbst, im Jahre 1927 nahmen meine Eltern mit 6 Kindern, und Opa und Oma, wie auch mein Onkel, Abram Wiens, mit 5 Kindern (Vaters Bruder) Abschied von dem schönen Sagradowka. Wir wohnten im Dorf Steinfeld (Nr. 14). Meine Geschwister waren Johann, Suse, Abram, ich (Lena), Franz, und David. So fuhren Opa und Oma und die Eltern mit schwerem Herzen und großer Angst zum Bahnhof.

Es war eine gefährliche Reise, weil so viele auf dem Wege überfallen und auf schändlicher Art, ob Kinder oder Greiß, ermordet wurden. Wir reisten mit der Eisenbahn bis zum Amur, und vom Bahnhof holte uns Onkel David Friesen ab. Den Winter wohnten Opa, Oma, und die Eltern mit 6 Kindern bei Friesens, die auch noch ganz am Anfang waren, und in einer Simmlin wohnten. Mein Vater machte Vorbereitungen für die Ansiedlung auf neuem Land, das 20 Kilometer von Schumanowka (wo Friesens wohnten) entfernt lag. Ich war damals 7 Jahre alt.

So lebten meine Eltern auch hier mit Opa und Oma zusammen, wo Opa auch hier als Haupt der Familie funktionierte. Opa hat uns Kindern auch gestraft. Kurz gefast: Opa glaubte auch hier noch immer, er habe alles zu bestimmen und dachte noch garnicht daran, daß er es seinem Schwiegersohn uberlaßen solle. Dieses war für meine Eltern oft nicht leicht. Aber ich habe nie gemerkt, daß Opa und mein Vater harte Auseinandersetzungen gehabt haben. Jetzt hatte mein Vater das Haus auf der neuen Ansiedlung im Dorf Osorne so weit fertig, daß wir schon im Frühling hineinziehen konnten. Dieses war im Jahre 1928.

Im Frühling, 1929 wurden unsere Eltern noch Zwillinge geboren: zwei Jungen, Jacob and Heinrich. Heinrich aber lebte nur 10 Tage und starb dann. Opa Fast und mein Vater hatten noch zusammen eine Dampfdreschmaschine gekauft, mit der mein Vater in den Russendorfern das Getreide drosch und sich so Geld verdiente, wo mein Bruder Johann und Abram oft helfen mußten. Weil es im Amur im Herbst immer sehr viel regnete, mußte das Getreide anfangs Winter gedroschen werden wenn alles steif gefroren war.

Im Spätherbst, 1929 erlitt meine Oma einen Schlaganfall, durch den sie schwer behindert wurde und wie ein Baby besorgt werden mußte. So hatte meine Mutter jetzt alle Hände voll zu tun. Weil mein Vater nicht zu Hause war, so half Opa der kranken Oma besorgen. Im Januar, 1930 starb Opa Fast nach 10 Tagen Krankheit. Die Oma starb den 20. Marz, 1930 im Alter von 69 Jahren. Opa war 73 Jahre alt.

Im Jahre 1929 gab es in unserem Dorf Osorne eine Überschwemmung. So mußten wir unseren Wohnort verlegen und kauften im Dorf Friedensfeld eine verlassene Wirtschaft. Da zog mein Onkel Abram Wiens ein. Meine Eltern zogen zum Nachbardorf Schumanowka und wohnten im Winter wieder bei David Friesens (Mutters Schwester).

Im Winter, 1929 wurde die Dampfdreschmaschine nach dem Dorf Schumanowka ubergefahren. Opa Fast und mein Vater gaben die Dreschmaschine dann in den Schumanower Cholchos. In diesem Cholchos arbeitete mein Vater dann mit der Dampfdreschmaschine.

Die führenden Männer legten für den Aufbruch zur Flucht den 15. Dezember fest. Die Bürger von Schumanowka wurden darüber in Kenntnis gesetzt. Wer außerdem nahe Verwandte in den Nachbardorfern hatte, durfte auch sie zur Beteiligung an der Flucht einladen. Diese traffen auch rechtzeitig in Schumanowka ein, um sich der fluchtenden Gruppe

anzuschließen.

Alles ist zur Flucht vorbereitet. Die Schlitten sind gepackt, außer Lebensmitteln und noch andere Gegenstände, wovon der Siedler sich schwer trennen kann werden auch noch eingepackt.

Zum Führer hat sich die Leitung wieder den bekannten Chinesen Alexander ausersehen, der schon früher die beiden Kundschafter von unserem Dorf Schumanowka glücklich über die Grenze hin und zurück geführt hatte. Es wurden Verhandlungen gemacht. Man einigte sich mit dem Chinesen dahin, daß er nach der Uberfahrt des Flusses bis auf chinesischer Seite von jeder Familie das beste Pferd erhalten solle. Wenn die Flucht gelingen wird und in einer Nacht, wäre das doch ein glänzendes Geschäft. Darauf ging er bereitwillig ein.

Nun ist der ersehnte Tag, der 15 Dezember da. In fieberhafter Aufregung sieht jeder Familienvater nach, ob auch alles fertig und zur Flucht genugend vorbereitet ist. Vor Ungeduld und Erregung kann man fast nicht den Abend abwarten.

Gegen Abend gehen etliche Manner zum Lehrer des Dorfes, wie auch zu einem Bauer, die unzuverlassig sind und in schwerem Verdacht stehen, ein Spitzel der G.P.U. zu sein. Man unterbreitet ihnen zu ihrem mafilosen Erstaunen das ganze Unternehmen und fordert sie auf, doch auch mit über die Grenze zu gehen. Die Bürger von Schumanowka befürchteten, daß sie sich weigern und nicht mit gehen würden. Dann sollten sie gewaltsam mitgeführt werden. Diese Handlung erscheint sehr notwendig, damit die ganze Gruppe nicht durch die beiden an die G.P.U. verraten werde. Aber es hat keine Not. Bereitwillig kommen Lehrer und Bauer der Aufforderung nach und machen sich in aller Eile fertig, nachdem man ihnen etliche Kleidungsstucke geschenkt hat, um sich der Gruppe zur Flucht über die Grenze anzuschlielen. Es war aber ein 7-8 jähriger Junge vom Nachbardorf bei seinem Onkel auf Besuch gekommen. Um einen Verrat zu verhindern, mußte der arme Junge auch die Flucht mitmachen.

Nun kommt der ersehnte Abend. Etwa um 9 Uhr abends will man aufbrechen, wenn die Durchsage kommt: Fertigmachen. Dann soll eingespannt und gefahren werden. So sitzt man gespannt mit klopfendem Herzen und wartet. Das noch in Eile zugerichtete Abendbrot will garnicht schmecken, weil die Gemuter sehr erregt sind.

Jetzt wird plotzlich die Nachricht durchgegeben, daß es für heute nicht geht. Welche Enttäuschung! Was ist denn los?

Es ist eine Abordnung aus dem Dorfe Newjork bei Herrn Jakob Siemens eingetroffen und verlange, daß man den Aufbruch für acht Tage hinausschieben solle, da Newjork noch nicht fertig sei. Herr Siemens versucht es ihnen klarzumachen, daß ein so langer Aufschub sehr gewagt ist, daß der ganze Plan verraten werden könne, und sie dann allesamt verloren seien. Die Manner bleiben aber dabei, daß man warten müsse, und sie lassen sich garnicht überreden.

"Wenn ihr nicht warten wollt, melden wir euch bei den Behörden an", ist ihre Drohung, welche groß genug ist, um Herrn Siemens einzuschüchtern und ihm zu bewegen, ihrem Willen nachzugeben. So muß denn Wohl oder Übel die Flucht hinausgeschoben werden. Die Bürger von Newjork sind mißtrauisch, so beobachten sie durch ausgesteilte Wache ständig das Treiben der Siedler in Schumanowka. Weil dieses Vorgehen sehr geheim soil bleiben soll, muß morgens wieder alles im Haus auf semen Platz gestellt werden. Auch meines Großvaters große Uhr mußte wieder zuruck an die Wand gehängt werden. Wenn wir auf einmal Besuch kriegen, soll kein Verdacht zu sehen sein. Mein Onkel, Abram Wiens, vom Dorf Friedensfeld war nachts auch hier, um die Flucht mitzumachen und weil es jetzt verhindert wurde, mußte er wieder mit Familie nach Hause, und die Kinder waren morgens wieder in der Schule.

So bekamen meine Eltern wirklich, soll ich sagen, ungewünschten Besuch vom Dorf Friedensfeld. Sie waren zu Mittag und zu Vesper da.

Am Tage, das heißt, dem 16. Dezember, hielten die Siedler von Schumanowka eine geheime Beratung, wie man in dieser kritischen Lage zu handeln habe. Da der Aufschub der Flucht auf acht Tage ein zu großes Wagnis und fast ein Verbrechen gegen das eigene Leben und das Leben der Familienangehorigen sei, einigte man sich trotz der Zusage an die Bürger von Newjork doch aufzubrechen, und zwar ohne Newjork und noch in dieser Nacht.

So ging wieder von Haus zu Haus die Durchsage, daß man sich für den Abend bereithalten solle. Der Abend kommt heran, wieder warten wir sehnlichst auf die Durchsage: Fertigmachen. Heute, um etwa 10 Uhr soll es paßieren. Das Abendbrot will vor Erregung nicht schmecken und bange, mit schwerem Herzen sehen wir dem Wagestuck entgegen.

Die Wache aus Newjork ist wieder da und beobachtet Scharf auf der Straße hin und her gehend das Treiben auf den einzelnen Hofen. Wir sitzen und warten. Da klopft es an der Tür. Wird schon die Durchsage gebracht? Nein, es' ist Bürger Isaak Wiens. Er ist von der Leitung beauftragt worden, doch für den Schutz der Gruppe Sorge zu tragen. Er fragt, ob da jemand konnte zum Dorfende gehen und horchen, ob auf dem Hauptweg, der zum Sitz der G.P.U. fuhrt, sich nichts hören laßt. Bereitwillig gehen jetzt die Zwillingsbruder Ab. and G. Friesen zum Dorf hinaus und horchen und spähen aufmerksam in Richtung nach Konstantinowka, wo der Sitz der G.P.U. ist. Es ist heute ganz unbarmherzig kalt. Das Thermometer geht bis auf 40 Grad minus und tiefer. In der entgegengesetzten Richtung ist es jedoch ganz still, und sie wollen zuruck ins Dorf gehen. Da vernehmen sie plotzlich aus weiter Entfernung das Knirschen im Schnee. Ein großer Schreck fährt ihnen durch alle Glieder, and sie bleiben wie angenagelt stehen. Wer mag noch in so später Abendstunde unterwegs sein? Sind wir verraten? Ist es vielleicht die G.P.U., die unser Vorhaben vereiteln will? Doch nein, es ist ein Schlittenfuhrwerk vom Nachbardorf Friedensfeld, daß in scharfen Trab fährt, um sich unserer Gruppe zur Flucht anzuschließen.

Ober den Schreck, den dieser späte Besuch mit sich gebracht hatte, ist es 12 Uhr, also Mitternacht geworden. Da es so grimmig kalt ist, hat nun auch die Wache aus Newjork sich entfernt und ist nach Hause marschiert. Da nun der Schreck überstanden und wieder alles ruhig ist, kommt die Durchsage: Fertigmachen. Jetzt gibt es auf allen Höfen des Dorfes ein geheimnisvolles hin und herrennen. Das Vieh wird loßgelassen und aus den Stallen getrieben. Ihnen wird jetzt die voile Freiheit geschenkt. Jedem Fliehenden klopft vor Aufregung das Herz fast bis zum zerspringen.

Auch in unserem Hause sind alle auf den Beinen und machen sich in fieberhafter Hast fertig. Jeder verpackt in dem Schlitten, was er mitnehmen will, um die innere Unruhe zu unterdrucken. Auch unsere Rinder haben auf Befehl des Vaters die goldene Freiheit erhalten. Die Lampe soll nicht geloscht werden, und das ungegessene Abendbrot bleibt auch auf dem Tisch stehen. Alles, was uns lieb und teuer war, bleibt zuruck. Ein verabredetes Zeichen wird gegeben, und der Zug setzt sich in Bewegung. Von allen Höfen fahren die Fuhrwerke durchs Hoftor und begeben sich auf die Straße. In langer Reihe reiht sich nun Schlitten an Schlitten. Man zählt so bei 60 Fuhrwerke. Der chinesische Führer Alexander schreitet an der Spitze des Zuges. Dann folgen nacheinander alle anderen Fuhrwerke. Etliche Männer begleiten den Zug. Sie sehen überall nach Ordnung und sehen, daß keiner zurück bleiben soil. Viele Manner gehen zufuß neben den Schlitten her, um sich ein wenig aufzuwärmen. Es wird von Schlitten zu Schlitten durchgesagt, daß man die Ruhe bewahren soll, und daß die Stille nicht gestört werden dürfe, um nicht nach Aufen hin ein Aufsehen zu erregen. So fährt man vorwärts, und jeder ist mit seinen Gedanken beschäftigt. "Nun Aufwiedersehen Du Mein Liebes Heimatland!" So klingt es wohl in allen Herzen, und jeder empfindet es mehr oder weniger, was es meint, die liebe Heimat zu verlassen und in einer ungewissen Zukunft entgegenzugehen. Manch einer schickt noch ein stilles Gebet empor. In gegenwartiger Stunde ist ein ganzes Dorf auf dem Weg zum Amur-Fluß, um über die Grenze zu fliehen. Und wenn man glucklich hinüberkommt, wenn man nicht direkt ins Unglück fährt, was wird dann jenseits des Flusses unser Schicksal sein?

Die Schlittenkaravane fährt still wie ein Leichenzug zum Dorf hinaus.

Eine Strecke fahren wir auf geradem Wege, dann aber biegen wir vom Weg ab und es geht in knietiefem Schnee über die weite Steppe, um ja die Grenzwache moglichst weit aus dem Wege zu fahren. Anscheinend nimmt die Kälte noch immer zu, und es ist beinah unerträglich. Der hartgefrorene Schnee knirscht unter den Schlitten so laut, daß uns bange wird, durch dieses Geräusch verraten zu werden. Die vorderen Pferde, die im knietiefen Schnee Bahn brechen müssen, haben besonders schwer zu schleppen, und sie schleppen ihre Last mühsam

vorwärts. Bis zum Amur-Fluß gibt es ungefähr 18 bis 20 Kilometer zu fahren. Es ist also eine schwere Anforderung an die Pferde auf dieser weglosen, schneeiger Steppe.

Als wir eine Strecke gefahren sind, kommen wir an einem Russendorf, dem ersten Stutzpunkt der Grenzwache vorbei. In einem Umweg fahren wir das Dorf vorbei. Doch ist man in Furcht, entdeckt zu werden, und daß uns von diesem Dorf aus das Verhängnis ereilen könne. Es bleibt aber doch alles ruhig und bald liegt das Dorf weit hinter uns.

Je weiter wir nun fahren, umso schwerer wird die Fahrt. Es kommen tiefe Schluchten und steile Anhöhen, was die hintersten Schlitten sehr schwer ist, well der Schnee fast niedergefahren ist. Die Pferde mussen dann alle Kraft ansetzen, um these zu erklimmen. Oft stoßen die Schlitten gegen Baumstumpfe. Manche kippen auch um, was unangenehme Störungen verursacht. Mein Onkel Friesen's Pferd wird plötzlich störrisch und will nicht weiter. Da helfen keine Liebe, auch keine Schläge. Es baumt sich und zerbricht den Schlitten. Es ist nahe an der Stelle, wo die Grenzwache ihren täglichen Ritt macht.

Was wird jetzt werden? Wird die Wache nicht plötzlich auftauchen? Vor Angst zittern wir am ganzen Körper. Und doch muß gehandelt werden. Schnell wird der Schlitten beiseite gezogen und so gut es geht zurechtgebastelt. Der Frost druckt unbarmherzig, und man muß fortwährend die Glieder des Korpers untersuchen, ob noch Leben darin ist, denn allzuschnell werden Fingerspitzen, Nase, Ohren, oder Zehen vom Frost erstarrt. Die werden dann eifrig mit Schnee gerieben, um wieder Leben hineinzubringen. In solchen Umständen geht die Arbeit nur sehr langsam vorwärts. Es gelingt den Schaden am Schlitten zu beseitigen, und die Reise kann wieder fortgesetzt werden.

Dem Nachbar P. Janzen zerbricht ebenfalls der Schlitten. Er hatte die Familie und auch ein ganzes geschlachtetes Rind hinaufgepackt. Die Last war zu schwer, und der Schlitten zerbricht derart, daß er nicht mehr zu reparieren ging.

Schnell werden die Familienglieder auf andere Schlitten verladen, was nicht so einfach ist, da sämtliche Schlitten schon fast überfüllt sind. Der zerbrochene Schlitten wird nur zur Seite geschleppt und mit dem schonen, frischen Rindfleisch stehen gelassen.

Nach langer, muhevoller Fahrt und den vielen Aufenthalten, durch welche bei der großen Gefahr des Zusammenstoßens mit der Grenzwache die Nerven aufs höhste angespannt sind, kommen wir nahe an den Amur heran.

Wir mussen bei dem Russendorf Orlowka vorbei. Fast wie eine Ewigkeit dünkt uns diese Fahrt. Und nun das gefährliche Orlowka, wo 20 Mann mit einem Maschinengewehr Grenzwache stehen. Es fangt schon an zu dämmern, und man hört im Dorf Hunde bellen und Hähne krahen. Wird nicht plötzlich das Maschinengewehr knattern und durch unsere Reihen mähen?

Immer schlechter wird der Weg und immer mehr Schlitten brechen unter der Last zusammen, die dann irgendwie zusammengeflickt werden. Es ist gar nicht sehr weit von dem gefährlichen Dorf, wo man die Schlitten zusammenbasteln muß. Es ist ein Wunder, daß die Grenzwache scheinbar nichts sieht und nichts hört, als ob ihnen die Augen zugehalten werden.

Endlich kommen die vorderen Schlitten am Ufer des Flusses an. Das Ufer fällt hier steil ab und ist ungefähr drei Meter hoch. Es ist sehr gefährlich, diese drei Meter hinunterzuspringen. Die Pferde werden unwillig und baumen sich zuruck. Es mißt aber geschafft werden, denn einen Ausweg gibt es hier nicht. So werden die Männer zusammengerufen. Während ein Teil oben den Fuhrwerken nachhilft und sie ohne viel zu denken den Abhang hinab sturzt, fängt der andere Teil sie unten auf. Es ist eine muhevolle, schwere Arbeit, und die Männer schwitzen trotz der grimmigen Kälte. Wenn auch die Männer unten beim gemeinsamen Zupacken den Sturz der Fuhrwerke mildern, so zerbrechen doch mehrere Schlitten auf dem harten Eis. Die Sachen fliegen heraus, und liegen ganz durcheinander. Frauen und Kinder mussen oben aussteigen und rutschen den Abhang hinunter. Schnell werden die zerbrochenen Schlitten wieder zurechtgebastelt. Alles ist auf den Beinen und jeder muß irgendwie mithelfen. Trotzdem ist es eine mühsame und langwierige Arbeit.

Es wird immer heller und es sind noch mehrere Schlitten oben am Ufer. Das gefährliche

Dorf Orlowka ist nur ein Kilometer von uns entfernt. Wie ist es moglich, daß die Gränzwache heute so milde oder saumselig ist? Wird sie uns vielleicht plotzlich aus dem Hinterhalt überfallen? Es ist doch keine Zeit zum Nachsinnen. Jedermann muß kräftig zupacken und seinen Teil beitragen, um schneller fertigzuwerden, damit wir diese gefährliche Uferstelle verlassen können.

Endlich ist der letzte Schlitten unten auf dem Eis, und die vordersten Fuhrwerke sind schone weit auf dem Amur. Unsere bewaffneten Reiter schließen nun die Reihe und schauen ängstlich auf Orlowka zurück, ob nicht doch plötzlich die Grenzwache heransturmen wird. Aber durch ein Gotteswunder läßt sich nichts von einer Wache erspähen.

Jetzt geht es in vollem Trab auf dem festen Eis voran, welches von einer leichten Schneedecke bedeckt ist. So wird der Abstand zwischen uns und dem russischen Ufer immer großer. Nachdem wir eine Strecke geradeaus auf dem Eis fahren konnten, mussen wir uns jetzt zwischen Inseln und offenen Stellen hindurch schlängeln. Doch werden die Pferde angespornt, um schneller zu gehen. Dieweil meine Geschwister Johann, Suse, und Abram auf einem anderen Schlitten waren, mehr nach vorne, waren sie eher auf chinesischem Boden, als wir Wir waren von den Hintersten und waren mit Sonnenaufgang noch auf dem Eis. Das war nervenzerreißend. Wird die G.P.U. uns vielleicht jetzt noch erhaschen? Aber, Gott sei dank, wir erreichen auch glücklich das chinesische Ufer.

Bald werden wir von neugierigen Chinesen umringt. Doch die Familienvater und Mutter können noch nicht erleichtert aufatmen, denn zu groß war die Furcht vor der grausamen G.P.U.. Sie konnen auch jetzt nicht den Gedanken unterdrucken, daß man uns auch noch von hier aus zurückschicken könnee. Wir fahren in das chinesische Dorf Kani-Fu ein, wo man uns freundlich und entgegenkommend aufnimmt. Mit einem tiefen Seufzen der Erleichterung werden innige Dankgebete zum Himmel emporgeschickt. Zweihundertsiebzehn Personen sind auf wunderbarer Weise, und unter göttlicher Führung, dem kommunistischen Lande entronnen. Davon waren 175 Personen aus unserem Dorf Schumanowka. Es ist fast unglaublich, daß wir wirklich auf freiem Boden stehen, und uns nicht mehr vor der G.P.U. zu fürchten brauchen. Oder ist dies alles, was wir in dieser Nacht durchlebten, nur ein Traum? Doch nein, es ist kein Traum. Es ist Wirklichkeit. Wir sind gerettet! Gott sei Lob und Dank, und man weint Freudentränen.

Auf Chinas Boden

Wenn wir nun auch dem kommunistischen Russland entronnen waren, so sollten uns auch auf chinesischem Boden noch allerlei und recht schwere Unannehmlichkeiten in den Weg treten, um die zu überwinden, unsere ganze Willenskraft erforderten. Heimatlos in einem fremden, heidnischen Land, fremde Sprache, alles wurde uns zuweilen fast unerträglich.

Die Chinesen verteilen uns, so gut es geht, in ihren Häusern. Weil nicht für alle Fluchtlinge Raum ist, müssen etliche im Nachbardorf untergebracht werden. Das Nachbardorf ist glücklicherweise nicht weit entfernt. Zuerst wärmt ein jeder sich an dem warmen Ofen seine vor Kälte erstarrten Glieder. Etlichen Männern sind die Zehen an den Fußen verfroren, und es gibt beim Aufwärmen der Füße furchtbare Schmerzen. (Später, erst in Harbin mußten diesen Mannern die verfrorenen Glieder amputiert werden).

Bald ist ein warmes Frühstück zubereitet, und es wird mit einem guten Appetit verzehrt. Wie wohltuend ist es doch nach so einer abenteuerlichen Nacht bei über 40 Grad minus Frost eine geheizte Stube, und für den hungrigen Magen eine gute warme Mahlzeit zu genießen.

Nun verhandeln unsere Leiter mit dem chinesischen Führer Alexander.

Es wurde ihm ein Pferd, und zwar das beste von jeder Familie versprochen.

Nun versucht man ihn doch zu überreden, daß er mit weniger Pferden zufrieden sein soll. Die Pferde sind doch der einzige Reichtum den wir besitzen, der uns für die Weiterreise sehr notwendig sein wird. Der Chinese läßt mit sich handeln, und die Verhandlungen schließen mit dem Erfolg für unsere Gruppe ab, daß der Chinese sich mit 22 Pferden begnügt, welches doch so ziemlich die besten Pferde der Gruppe einschließt. Auch sehen wir es für notwendig an, bei unseren Pferden nachtliche Wache auszustellen, da sonst die Pferde leicht von Banditen gestohlen werden könnten.

Jetzt werden alle Familienväter zu einer Beratung zusammen gerufen.

Auf dieser Beratung wird Herr Jakob Siemens, der frühere Kollektivleiter, jetzt als Gruppenführer gewählt. Dann beschließt man, drei Manner nach der Stadt Sachoijan zu schicken, um dort bei den chinesischen Behörden das Visum oder die Aufenthaltsgenehmigung für die Gruppe auszuwirken. Sachoijan liegt etwa 80 Kilometer von Kani-Fu entfernt. Auch sollen sie dort mit einer Autogesellschaft verhandeln, um uns, wenn moglich, auf Kraftwagen bis zur 580 Kilometer entfernten Stadt Zizikar zu fahren. Von da konnte man auf der Eisenbahn bis nach Harbin kommen.

Drei Manner fahren abends in Begleitung des Chinesen Alexander von Kani-Fu ab. Sie reisen nur nachts, um nicht der Polizei in die Hände zu fallen. So kommen sie in der dritten Nacht glucklich nach Sachoijan. Die Verhandlungen mit der Autogesellschaft sind schwierig. Endlich sind sie doch willig, uns 8 Omnibusse zur Verfugung zu stellen. Sie verlangen aber 1000 chinesische Dollars für jeden Wagen bis Zizikar. Weil viele Familien kurz an Geld sind, müssen die besser Bemittelten mithelfen und mit Vorrat herausrucken, der später irgendwann zuruckgezahlt muß. So helfen wir uns gegenseitig aus und es gelingt, das Geld fur die Fahrt bis Zizikar und für das Visum aufzutreiben.

Alles Tun der Menschen hat seine Zeit, geboren werden und sterben. So war es nach der schweren, fast endlosen Nacht, wo jeder nach Moglichkeit die großte Ruhe halten sollte, Kindern mit eingeschlossen. In Kani-Fu, wo die Frauen und Kinder aus den Schlitten geholfen werden, wird ein Ehepaar zu seinem großen Entsetzen gewahr, daß ihr zweijahriges Töchterchen erstickt (gestorben) ist: Das erste Begräbnis der Gruppe auf chinesischen Boden. Einem anderen Ehepaar wurde hier auch ein Baby geboren. In den überfüllten Räumen und den elenden chinesischen Hüitten war das für die Frau gar nicht so einfach. Doch die Natur fordert ihr Recht, und das Kind wurde geboren.

Alle in der Gruppe sind unruhig und warten sehnsuchtig nach der Stunde, wenn es weiter ins Land gehen wird. Sie furchten, daß russische Grenztruppen uns des nachts uberfallen und nach Russland zurück schleppen werden, oder daß sich chinesische Verräter finden, und uns an die Russen ausliefern könnten. Aber wir müssen trotz der Gefahr volle acht Tage hier liegen und warten, bis von Sachoijan die Aufenthaltsgenehmigung eintrifft. Über das alles ist das heilige Weihnachtsfest herangerückt. Da unsere Gemüter durch die ungewohnten Verhältnisse auf chinesischem Boden und das Warten der Dinge, die da kommen sollen, so in Anspruch genommen werden, wird den Festtagen nur wenig Beachtung geschenkt. Wohl noch nie haben wir in solcher Weise die Weihnachtstage verlebt, wie im diesem Jahr 1930, unter diesen aufergewohnlichen Verhältnissen. Wie und wann werden wir endlich weiterfahren kannen, und wird es uns vergönnt sein, unser vorläufiges Ziel, Harbin, zu erreichen?

Doch endlich ist die Aufenthaltsgenehmigung da mit der Erlaubnis, ins Innere des Landes fahren zu dürfen. So machen wir uns schnell reisefertig. Am 27. Dezember fahren wir von Kani-Fu auf Schlitten bis zum 8 Kilometer entfernten großen Dorf Kotschuricha. Von hier sollen uns die Omnibusse, die aus Sachoijan kommen, abholen, um uns nach Zizikar zu fahren. Wieder mussen wir drei Tage warten. Unser Quartier ist in einem großen Gasthaus.

Hier wimmelt es von Chinesen. Dies war für uns nicht angenehm, weil sie die Madchen und Frauen mit lüsternen Blicken begaffen. Auch für die kleinen Kinder ist es gefährlich, da die Chinesen sie aufeinmal mitnehmen werden, denn die Chinesen stehlen nicht nur Wertsachen oder Geld, aber auch gerne Kinder. Beinah war eines von unserer Gruppe verschwunden. Jemand von den Unsrigen hatte das gesehen, war dem Chinesen nachgelaufen, und entriß ihm das Kind. Auf Rat des Wirtes verschließen wir jetzt unsere Koffer und Kisten in einer geheimen Kammer, um die Sachen vor der Bande zu schutzen. Nachher mussen wir aber feststellen, daß die Kisten doch durchwuhlt und etliche Sachen geraubt sind.

Weil hier jede Stunde Geld kostet, und dasselbe sehr beschränkt ist, warten wir ungeduldig auf die Autos, die uns dem Bestimmungsort näher bringen sollen. Endlich sind die acht großen Omnibusse da, und nun heißt es einsteigen.

Aber es ist doch nicht so einfach, die 217 Personen in acht Wagen unterzubringen.

Die Wagen werden überfüllt, so daß es mit der Zeit fast unerträglich wird. Die Letzten, für

die anscheinend kein Platz mehr ist, werden von den Wagenfuhrern kurzerhand hineingeschoben, und die Wagentur wird geschlossen.

Da sitzen wir in den Wagen, fast wie im Heringfass aufeinandergestapelt, und mussen uns gegenseitiq zu wiederholten Male bitten, doch ein wenig abzurucken, da die schwere Last des andern die Glieder zu erlahmen und zu ertöten droht.

Das Reisegepäck, wie Kisten, Betten, Koffer, wird auf den Kotflugeln verpackt und fest hinaufgebunden. So bleibt kein Plätzchen am Auto unbepackt. Unsere Familie wird mit noch drei anderen Familien -- im ganzen 32 Personen -- in das große Auto gesperrt. Wenn es auch sehr ungemutlich ist, so dicht zusammengepresst sitzen zu müssen, sind wir doch froh, daß es wieder vorwärts, weiter ab von der gefurchteten sowjetrussischen Grenze gehen soll, und wir uns dem Zizikar nähern dürfen, wo die Strapazen solcher beschwerlichen Reise ein Ende haben werden.

Die Maschinen der Autos werden angekurbelt, und mit furchtbaren Geheul und einem scharfen Ruck setzen sich die Ungestume in Bewegung. Es geht in Richtung des 32 Kilometer entfernt gelegenen Städtchens Aigun. Hier angekommen wird Halt gemacht, und wir müssen bier übernachten.

Wir treffen hier zu unserem Erstaunen eine Fluchtlingsgruppe von 87 Personen an, welche einen Tag vor uns (d.h. dem 16. Dezember, 1930) die Amurgrenze überschritten hat. Diese Gruppe reiste mit 13 Schlitten.

Nachdem wir am nächsten Morgen ein einfaches Frühstück eingenommen haben, muß ein jeder wieder in sein Auto steigen. Unser Wagenführer teilt uns mit, daß wir bis zum nächsten Aussteigeort einen weiten Weg zu fahren haben, darauf mussen wir uns einstimmen.

Es ist 10 Uhr Vormittag. Die Omnibusse setzen sich äußerst schwerfällig und mit vielem Gerausch in Bewegung. Nach unserem Dafürhalten sind sie zu schwer beladen. Der Weg ist sehr glatt, und die Wagenführer müssen sich viel Mühe geben, die ihnen anvertrauten Maschinen auf dem Geleise zu halten. Ab und zu geht es hart am Rande des Weges vorbei. Die Wagen neigen sich scharf zur Seite und wir fürchten, daß es ein Unglück geben konnte. Doch geht es etliche Stunden ziemlich gut, und wir freuen uns, daß wir vorwärts kommen. Doch diese Freude ist nur kurz.

Da gleitet plotzlich das größte Auto, eben das, indem unsere Familie sich mit den drei anderen Familien befindet, aus. Im nächsten Augenblick sturzt es in den Graben zur Linken des Weges, wo es auf der Seite liegen bleibt. Da wir so dicht zusammengeprest sitzen mussten, ist glucklicherweise kein Ungluck geschehen. Nur muß nun jeder seine Stellung ändern, da wir durch den Sturz des Wagens aufeinander zu liegen kamen. Das erforderte nicht geringe Anstrengung.

Mit großer Mühe schaffen die Manner sich aus dem Auto heraus, um behilflich zu sein. Das Auto wird irgendwie aufgerichtet, und während der Wagenfuhrer die Maschine ankurbelt, schieben wir mit allen Kräften nach. Es ist jedoch vergeblich, daß Auto rührt sich nicht vom Fleck. Wir sehen einen am Wege liegenden Pfosten und heben und schieben mit demselben an dem Wagen herum, bis es uns gelingt, daß Ungeheuer langsam auf das Geleise zu bringen. Jetzt kann die Maschine wieder in Bewegung gesetzt werden. Da horen wir, daß der Motor nicht so ganz regelmaßig läuft. Irgend etwas ist nicht in Ordnung. So muß denn nach einer kurzen Strecke wieder Halt gemacht werden. Wieder steigen wir aus, und der Wagenführer untersucht den Wagen. Bald stellt er fast, daß an einem Rad der Schlauch beschadigt ist, und der Reifen wird leer. Der Schaden wird behoben, und die Fahrt kann wieder fortgesetzt werden. Wie froh sind wir alle, wenn der Wagen erst fährt, da das Stillstehen bei der grimmigen Kälte fast unerträglich ist. Besonders sind die kleinen Kindern zu bedauern.

Jetzt klappert der Motor bedenklich, und wir fühlen, daß wir so nicht weit fahren werden. Und wirklich, nachdem wir eine Strecke kummerlich gefahren sind, kommt die Maschine wieder zum stehen. Der Autoführer wird verdrießlich und gibt uns auf unsere dringenden Fragen keine Antwort. Er versucht ausweichend uns einzureden, daß wir bald wieder fahren werden, doch ist es in seiner Miene zu erkennen, daß er selber nicht glaubt, was er sagt. Gereizt hämmert er am Motor herum, schraubt auseinander, untersucht, und stellt wieder zusammen. Darüber vergeht die Zeit, die uns in der so grausamen Kälte fast zur Ewigkeit

wird.

Die Sonne neigt sich zum Untergang, und es wird uns mehr und meher klar, daß wir heute nicht weiterfahren werden. Was aber in dieser öden Steppe anfangen, wo uns nur das Krachen des Frostes in den weitläufig umherstehenden Bäumen an das Ohr dringt? Die anderen Omnibusse fuhren uns alle vorbei, als wir vorhin in den Graben sturzten, und sie sind schon wer weiß wo? Weit und breit gar nichts zu sehen, wo wir zur Nacht unterschlupfen, und uns wärmen können; kein Dorf, keine Hütte ringsumher. Und hier konnen wir doch unmöglich übernachten, in dieser so grimmigen Kälte. Was sollten wir tun? Wir überlegen, wir fragen den Autofahrer, ob nicht wo ein Dorf in der Nähe sei. Er aber gibt keine Antwort und tut so, als verstehe er kein Wort russisch.

Die Nacht bricht herein, und es ist heller Mondenschein. Umbarmherzig quält uns der Frost. Während wir uns in großer Sorge befinden, sehen wir nun, wie sich die beiden Wagenführer gelassen in ihre Pelze einhüllen, und sich vorne hinter dem Steuer zur Nachtruhe begeben. Da will uns die Geduld abreißen. Wir stellen ihnen vor, daß wir hier unmöglich übernachten können. Wir plagen ihn, daß er uns den Weg zum nachsten Dorf zeigt und sagen soll, wie weit es bis da ist. Nun gibt er doch endlich auf unsere Fragen Antwort, zeigt uns die Richtung und sagt, daß es ungefähr drei bis vier Kilometer bis zum Dorf sind, was er aber nicht ganz genau weiß. Nun beraten unsere Vater, was zu tun ist, und sie einigen sich, etliche Männer dorthin zu senden, um auszukundschaften, ob dort wirklich ein Dorf ist, und ob wir daselbst eine Herberge für die Nacht finden konnten.

Nun melden sich drei junge Manner these Missionsreise zu übernehmen. Es sind Abr. und Ber. Ratzlaff und Abr. Friesen und der Wagenführer gibt großzügig seinem Gehilfen als Begleiter zur Seite. So machen sie sich dann auf den Weg, die Umgegend auszukundschaften. Erbarmungslos dringt der Frost auf uns alle ein. Stundenlang wandern die Manner beim Kellen Mondschein und meinen schon, daß ringsum nichts zu sehen noch zu horen ist, und daß der Wagenführer sie betrogen hat. Sein Gehilfe, der Begleiter der drei Manner, kennt sich in der Gegend ebenfalls nicht aus und wird auch ratlos. Schon wollten sie umkehren und zuruck zum Wagen gehen. Da dringt plötzlich lautes Hundegebell an ihr Ohr. Sie merken, daß sie nahe an einer Hütte sind, die von Schuppen und einem großen Hof umgeben ist. Sie merken, daß es eine Art Gasthaus ist. Auf das laute Rufen dieser Manner kommt der Wirt dienstfertig herbeigeeilt, öffnet das Tor und ladet sie ein, ins Haus zu kommen. Mit chinesischer Hoflichkeit deckt er den Tisch und notigt sie zu essen und zu trinken. Das Essen bestand nur aus Hirsebrei, und der Trank aus aufgekochtem Wasser. Doch sie greifen tapfer zu um sich zu stärken und aufzuwärmen.

Sie verhandeln mit dem Wirt, und er erklart sich bereit, unsere Gruppe aufzunehmen, und uns im Hause Unterkunft zu gewähren. Mann kan es ihm anmerken, daß er im Geiste schon die Dollar aus unserer Hand in seine Tasche fließen sieht. Nachdem sie gegessen, etwas geruht, und sich gewärmt haben, kommen sie mit schnellen Schritten zurück zum Auto, wo wir frieren und schon ungeduldig auf sie warten. Sie geben Bericht von ihren Erlebnissen, und schnell steigen wir alle aus. Man rafft Lebensmittel und Betten zusammen, die Manner nehmen die Kinder auf den Arm, und los geht es dem freundlichen Gasthaus zu, wo wir in warmen Räumen einer behaglichen Nachtruhe entgegensehen.

Das ist aber ein mühevolles Wandern bei der unbarmherzigen Kälte und in tiefer Nacht, wo der Karper nach Ruhe und Schlaf verlangt. Jeder Erwachsene hat eine Last zu tragen. Einmal sind da 6 Kinder, die getragen werden mussen wegen Mangel an warmes Fußzeug. Auch warme Decken und etwas Eßwaren werden mitgenommen. Besonders schwer ist die Wanderschaft für unsere Mutter, wie auch für meinen kränklichen Onkel D. Friesen, wie auch für meine ernstlich kranke Schwester. Sie ist so schwach, daß sie nicht alleine gehen kann. Bei der Wanderung muß sie an beiden Seiten gestutzt werden. Wiederholt muß ausgeruht werden.

Endlich sind wir in dem Gasthaus angekommen. Wir legen unsere Lasten ab und versuchen mit Hilfe der mitgebrachten Betten uns auf dem kalten Fußboden ein Nachtlager herzurichten. Anstatt zu ruhen, haben die Eltern viel Arbeit mit den Kindern. Etliche Kinder sind auf der nachtlichen Wanderung die Zehen an den Fußen mehr oder weniger verfroren. Da

nun die Glieder warm werden, bekommen sie unertragliche Schmerzen. Es ist ein Schreien und Heulen, wodurch uns die Nachtruhe vollig verdorben ist.

Nach der unangenehmen Nacht sind wir doch dankbar, daß wir wenigstens in wärmer Hütte weilen dürfen, und nicht mehr dort in der öden Steppe dem grimmigen Frost preisgegeben sind. Es ist ein sehr einfaches, schmutziges, chinesisches Gasthaus. Es steht nahe am großen Weg, und jeder der da vorbei kommt, kann sich aufwärmen oder Tee trinken. So ging es vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein. Schmutz und Unordnung ist an der Tagesordnung, und das Ungeziefer nimmt uberhand. Wir glauben, daß es dem Autoführer am nachsten Morgen gelingen wird, das Auto instand zu setzen, und daß wir dann wieder weiterfahren und dem ersehnten Ziel näherkommen werden. Wir konnen es uns einfach nicht leisten, hier liegen, essen, und Quartiergeld zahlen, da unsere Nahrungsmittel nur für kurze Zeit der Reise abgemessen sind, und das Bargeld bereits bis auf dem letzten Heller verbraucht ist. Daß der chinesische Wirt uns keinen Tag oder Nacht unentgeltlich unter seinem Dach würde verweilen lassen, das hat er uns schon zu oft angeduetet.

Wie sind wir entauscht, als am nächsten Tag ein Ochsengespann in den Hof führt, welches von unserem Autoführer angetrieben wird und unser Auto in den Hof schleppt.

Der Autoführer untersucht nochmals gründlich den Motor und findet endlich, daß ein Zylinder geplatzt ist. Der geht nicht zu reparieren. Wo aber einen anderen hernehmen? So muß der Gehilfe des Autoführers mit der ersten Gelegenheit nach der Stadt Naun fahren, um einen neuen Zylinder zu kaufen. In dieser Zeit richteten wir uns ein, so gut es bei der großen Knappheit moglich war. Unser Brot war bald verzehrt, und wir mußten für Kleidungsstucke Nahrungsmittel eintauschen. So erhielten wir gegen Kleider vom Wirt die kleinkornige chinesische Hirsengrutze, Tschumisa genannt. Diese Tschumisa wurde nur zweimal am Tag nur mit Wasser und ohne Salz gekocht.

Die Läuse nahmen überhand und ließen uns weder Tag noch Nacht in Ruhe. Den ganzen Tag kämpften wir gegen sie, indem vom Morgen bis zum Abend Läuse totgeknipst wurden.

Unser Wirt machte es mit der Läusejagt sehr einfach. Er nahm, wenn die Plage zu groß wurde, den Kampf mit den Läusen auf, indem er das Hemd auszog, die Naht mit beiden Händen straff zog, und mit den Zähnen darüber herfuhr, so daß es knisterte. Damit war er dann für eine Zeit mit den Plagegeistern ausgesöhnt.

Die Läuseplage, sowie die Unterernährung brachten es mit sich, daß mein Onkel und meine Schwester totkrank wurden, so daß wir an Sterben dachten. Es war für uns eine verzweifelte Situation.

Nach einigen Tagen kam endlich der Gehilfe des Autoführers aus der Stadt zurück und brachte einen neuen Zylinder für unseren Automotor. Doch ach, der Zylinder war zu klein. Umsonst hatten wir gewartet und gehofft. Nun wollte der Autoführer selbst zur Stadt fahren, um das Richtige herbeizuschaffen, doch mußte er eine Fahrgelegenheit abwarten. Darüber verstrichen wieder etliche Tage. Und endlich, nach einigen Tagen kehrte er zurück und brachte das Notwendige. Wie sehr er sich auch bemühte und alle seine Kunst anwandte, konnte er die Maschine doch nicht in Bewegung bringen. Das Auto blieb trotzig auf seinen Platz stehen. Unsere Manner sprachen mit dem Wagenführer, daß er auf schnellstem Weg ein anderes Auto aus Naun oder Zizikar kommen lassen solle. Doch nahm er scheinbar keine Notiz von ihren Vorschlägen. Er tat, als verstehe er nichts von dem, was sie sprachen. So mußten wir uns denn in unser Schicksal ergeben. Notgedrungen mußten wir weiter warten und uns mit der Tschumisa begnügen, und mußten täglich mit dem Ungeziefer kämpfen, damit es uns nicht wegschleppte.

Läuse hatten wir mehr als Essen. Worauf hatten wir aber zu warten? Auf einen gnadigen Zufall? Wir wußten es nicht. Unsere Kranken erholten sich glucklicherweise langsam wieder und gingen der Genesung entgegen.

Dieses Gasthaus war ein langes, niedriges Haus. Es war in drei Stuben geteilt. Die Mittelstube war die Kuche, und man mußte durch die Kuche ins Haus gehen. Anstatt Türen waren nur große Offnungen von einer Stube zur anderen.

In zwei Stuben war nur je ein Fenster nach der Hofseite. Das Fenster war mit Rindbauch

(der Haut) überzogen. In der Mitte war ein handgroßes Glas. Da konnte man rausschauen. Abends brannte eine Laterne in der Mittelstube, und die mußte das ganze Haus beleuchten. Hier haben wir volle 13 Tage verbracht, und mit den Läusen gekämpft. Ich war damals 10 Jahre alt und hatte ein krankes Bruderchen von einem Jahr alt. Er war von Geburt an krank, und mußte all diese Erlebnisse mitmachen.

Endlich, am vierzehnten Tag morgens, als wir beim Hirsebrei saßen, fuhren zwei Omnibusse heran und machten vor unserer Hütte halt. Was gibt es nun?

Unser Wagenführer tritt mit starken Schritten herein und macht uns deutlich, daß wir uns für die Weiterreise fertigmachen sollen. In der unendlichen Freude fiber diese Wendung vergessen wir von dem Tschumisa auf dem Tisch und machen uns schnell reisefertig. Da kommt aber der Wirt hereingesturzt und verlangt von uns sehr stürmisch das ihm treffende Quartiergeld. Da wir jedoch nichts mehr bei uns haben, so bieten wir dem Chinesen einen Pelz als Entschadigung an, indem wir versuchen, ihm klarzumachen, daß all unser Geldbestand aufgebraucht ist. Der Pelz gefällt dem Wirt zwar sehr wohl, doch hatte er sich auf Bargeld eingestellt und verlangt Geld von uns. Endlich muß er einsehen, daß bei uns keine Barmünzen zu holen sind, und so gibt er sich dann mit dem Pelz zufrieden.

Bald sind wir fertig und steigen ein. Das eine Auto ist angefüllt mit Chinesen bis auf drei freie Platze. In diesem Wagen muß D. Friesen mit Frau und Sohn einsteigen. Auch mein kranklicher Onkel D. Friesen, und als letzter wurde auch Ab. Friesen vom Wagenführer hineingezwangt und die Wagentür hinter ihm geschlossen. In ganz gebückter Stellung mußte er an der Tür des Wagens stehen, und er fühlte, wie sein Rücken erlahmt. Wie froh war er, als ein mitleidiger Chinese ihm sein Knie zum sitzen anbot. Auch wir als letzte, 27 an der Zahl, steigen in das andere leere Auto ein. Nun setzten die Omnibusse sich in Bewegung. Endlich wieder weiter. Diese beiden Omnibusse fahren zur gleichen Zeit los.

Den Tag über halten die Autos zusammen, und wir übernachten auch zusammen im selben Dorf, nur in verschiedenen Hausern. Auch am anderen Morgen fahren wir fast gleichzeitig wieder los. Unser Auto folgte dem vordersten in einem nicht sehr großen Abstand. So setzte sich die gemeinsame Fahrt noch etliche Stunden lang ungestort fort.

Da kam jedoch unser Auto wieder ins Unglück, wodurch die Unserigen von uns getrennt wurden, und wir mußten Zurückbleiben. Unser Auto verunglückte derart, dais an weiterfahren gar nicht mehr gedacht werden konnte. Wieder einmal ein Autounglück auf offener Steppe bei der grimmigsten Kälte, wo man nicht aus noch ein wüßte. Nur Schnee und Eis ringsumher, und bis zum nächsten Dorf ein gar weiter Weg. Was sollte man anfangen?

Ratlos gehen die Väter hin und her, beraten miteinander, zerbrechen sich den Kopf und können doch keinen Ausweg aus dieser verzweifelten Lage finden. Im Auto sitzen unsere Mutter trostlos mit uns Kinder, und frieren am ganzen Korper. Da sagt unser Autoführer die paar Worte im gebrochenen russisch, "Wer da gehen kann, laß gehen", und zeigt handbewegend den Weg entlang. Nun marschieren wir los, alle die da gehen konnen. Auch mein achtjahriger Bruder Franz macht mit. Besser gehen, als im Auto sitzen und frieren.

Die Vater, Mutter, und die kleinen Kinder bleiben aber zurück im Auto.

Da, welch eine gütige Fügung des Schicksals. Von weitem sieht man einen chinesischen Schlitten und eine Zweiräderkarawane näherkommen. Sie fahren desselbigen Weges und haben das verunglückte Auto bald eingeholt.

Man hält die Karawane auf und nach längerem Verhandeln mit dem Wagenführer und unseren Vätern sind die Fuhrleute bereit, die Flüchtlinge, die sie auf dem Wege antreffen, auf ihren Schlitten zu verladen. Die Mutter und Kinder werden auf die hohen Zweiradern geholfen, und die Männer gehen hinten nach.

Auf den Schlitten ist nicht viel Raum, da sie keine Seitenflügel haben.

Auf den hohen Zweiradern wird man bei dem holprigen Weg hin und her geworfen.

So erleben wir auf diesen seltsamen Fuhrwerken eine uberaus beschwerliche und ungemütliche Fahrt. Dazu kommt die eisige Kälte, die uns in den offenen Schlitten und auf den Zweiradern unbarmherzig quält.

Endlich ist das nächste Dorf erreicht. Wir glauben, daß wir der Kälte wegen nicht weiter fahren können. Wir müssen uns erst einmal aufwärmen und eine heiße Speise zu uns nehmen.

Wir haben den ganzen Tag keine Speise zu uns genommen, und haben aber den langen Fußmarsch hinter uns. Alle sind sehr müde und verfroren und wollen gar nicht weiter. Doch wollen die Fuhrleute nicht anhalten. Sie haben es anscheinend sehr eilig und möchten ihre Passagiere gerne noch weiter fahren, um noch mehr Geld zu verdienen. In der Verzweiflung werfen sich etlich der Unserigen vom Schlitten, wodurch die Fuhrleute doch zum Anhalten gezwungen werden. Man zahlt den Karawanenführern was wir ihnen schulden, und entläßt sie dann. Darauf suchen unsere Väter eine warme Unterkunft, wo wir die erstarrten Glieder aufwärmen konnten. Meine Mutter will jetzt eine warme Mahlzeit kochen (es ist in einem Gasthaus). Wir und mein Onkel Abram Wiens mit Familie sind auf der Flucht immer als eine Familie, und so zahlen wir 18 Personen. Aber meine Mutter darf nicht kochen. Wir haben ein wenig Mehl. Sie gibt es dem Koch im Gasthaus und erklärt ihm, daß dieses wenige Mehl eine Mahlzeit fur 18 Personen geben soll. Er nimmt das wenige Mehl, und es dauert auch gar nicht lange, da bringt er uns eine gewaltige, wohlschmeckende Nudelsuppe mit kleine Fleischstucken drin. Wir konnen uns alle schon satt essen. So eine schone Suppe wie diese habe ich vorher auch nachher nicht gegessen. Wie aber weiterkommen? Diese bange Frage kommt wieder auf, nachdem wir satt und warm geworden sind. Man sucht im Dorfe nach einem Chinesen, der Russisch sprechen, und den man um Rat fragen kann. Endlich haben sie einen alten Chinesen gefunden, der etliche Brocken Russisch spricht. Er sagt unseren Männern, daß im großen Nachbardorf eine Autogesellschaft ist, wo sie für die Weiterfahrt ein Auto mieten konnten. Hier ubernachten wir, und am anderen Morgen früh begibt sich einer von unseren Männern auf den Weg dorthin und kommt tatsachlich nach einigen Stunden auf dem von ihm gefundenen Auto zurück.

Nun kann die Reise wieder fortgesetzt werden. Es ist eine verhältnismäßig gute und bequeme Fahrt, die ohne Störungen vor sich geht. Zur Nacht wird in einem kleinen Dorf Halt gemacht. Wir bringen jetzt unsere letzten Lebensmittel zusammen, um eine kräftige Mahlzeit zu kochen. Das Kochen wird uns aber nicht erlaubt, und so mussen wir einen Chinesen bitten, für uns die Mahlzeit vorzubereiten. Der is denn auch bald damit fertig und stellt die Suppe in einer großen Tonschussel auf den Tisch. Wir Lassen es uns herrlich schmecken. Früh am nächsten Morgen fahren wir weiter, und nach etlichen Stunden guter Fahrt hält unser Auto plötzlich an. Es ist wieder auf offener Steppe, und ist auch zugleich eine sehr gefährliche Stelle wegen Überfälle, und dazu noch die grimmige Kälte. Der Autoführer und sein Helfer steigen beide aus.

Na, was ist denn wieder los? Die beiden Männer gehen schnell an die Arbeit. Das eine Rad am Auto war locker geworden und muß festgeschraubt werden.

So schaffen die zwei aus Angst mit bloßen Händen und ohne Mantel in dieser so grimmigen Kälte. Es nimmt auch nicht so lange, und wir können wieder weiterfahren. So erreichen wir noch am selben Tag glücklich und wohlbehalten die Stadt Zizikar. Abgemagert, schmutzig, und voller Ungeziefer kommen wir dort an. Hier werden wir von den Unserigen, die schon Lange (etwa zwei Wochen) hier weilen und auf unsere Ankunft warten, mit einem lauten Wilikommen begrüßt. Endlich sind wir wieder mit den anderen Flüchtlingen beisamen, die ihr Staunen nicht verbergen können, wie wir so heruntergekommen und abgemagert aussehen. Man stellt uns dann auch sogleich ein kraftiges, warmes Essen vor, weil wir den ganzen Tag nichts gegessen haben und auch sehr verfroren sind. Wir greifen tapfer und eifrig zu.

Nachdem wir uns mal gut gebadet und frisch angezogen haben, fühlen wir wie neugeboren. Nun beginnt ein Fragen und Erzählen, das anscheinend kein Ende nehmen will. Endlich ist die lange und überaus mühevolle Autofahrt überstanden, und Harbin, das Endziel unserer Reise scheint merklich nahergerückt zu sein.

Nun sind wir doch wieder alle in Zizikar vereinigt und von Herzen dankbar, daß uns der Lenker der Geschicke bis hierher geleitet hat. Wenn wir auch Schweres ertragen mußten, so sind wir doch vor dem Schwersten, namlich vor einem Zusammenbruch der Flucht und vor der Rache der sowjetrussischen G.P.U. bewahrt geblieben.

In dieser echt chinesischen Stadt mussen wir nun, nachdem die Unserigen schon zwei

Wochen vor uns hier gewartet haben, noch weitere zwei Wochen warten, da wir keine Mittel für die Weiterreise haben. Unsere Schumanowka Gruppe hat einen Vertreter nach Harbin geschickt, um die Einreiseerlaubnis dorthin auszuwirken, um dann auch mit dem Komitee der deutschen Flüchtlinge in Verbindung zu treten.

In der Großstadt Zizikar finden wir keine Verdienstmöglichkeiten und müssen uns daher auf das Äußerste einschränken, da uns so gut wie keine Geldmittel zur Verfügung stehen. Unsere Kost besteht meistens aus Magermilch, Feinreis, und der chinesischen Tschumisagrutze, und hin und wieder auch mal aus einem Stückchen Brot. Damit mussen wir uns begnügen.

In Harbin erläßt das deutsche Komitee Aufrufe zur Hilfe für die Flüchtlinge in Zizikar ergehen. Darauf entsteht durch verschiedene Organisationen ein Werben und ein Sammeln für die Notleidenden. Auch das Komitee der deutschen Flüchtlinge kann etliche hundert Doller zur Verfügung stellen. So gelingt es denn, das notige Geld für die Fahrt der Flüchtlinge von Zizikar bis Harbin zu sammeln. Auch die Verpflegung für die erste Zeit in Harbin wird verschafft. Auch die Einreiseerlaubnis wird von den Behörden erteilt. Das Komitee sendet nun den Mitarbeiter, Herrn Peter Penner nach Zizikar, um die Fluchtlinge im Namen des Komitees zu begrußen und ihnen das Geleit bis Harbin zu geben.

So kommen wir dann am 12. Februar, 1931 glücklich und wohlbehalten in Harbin an. Wir Sind dem himmlischen Vater von Herzen dankbar für seine gnadige Führung. Auch dem deutschem Komitee und den anderen Organisationen sind wir für ihre freundliche Unterstutzungsarbeit sehr dankbar. Von verschiedenen Seiten werden wir herzlich und warm begrußt.

In Harbin.

Das Komitee der deutschen Flüchtlinge hat schon alle Vorbereitungen für unsere Aufnahme und Unterkunft in Harbin getroffen. Von einem Japaner hat es ein großes dreistockiges Gebaude gemietet und dasselbe als Flüchtlingsheim eingerichtet. In diesem Heim finden wir dann auch allesamt Unterkunft; unsere Schumanowkagruppe, wie auch die Pribreshnojegruppe. Hier in Harbin treffen wir mit vielen Bekannten aus den verschiedensten deutschen Kolonien des Amur- Gebietes zusammen. Die meisten von ihnen haben viele Monate, etliche sogar eins bis zwei Jahre vor uns den Amur uberschritten, und sie kennen sich schon in der Großstadt Harbin sehr gut aus.

Zunächst werden wir vom Komitee mit Lebensmitteln versorgt. Doch bald entsteht ein Wetteifer unter den jungen Männern in dem Suchen nach Dienststellen. Dienststellen sind sehr schwer zu finden, und man muß sich gar oft mit der niedrigsten Arbeit zufrieden stellen, wofür es dann auch nur einen niedrigen Hungerlohn gibt.

Weit besser haben es die jungen Frauen und Mädchen in dieser Beziehung.

Diese werden bald von reichen Leuten in der Stadt bald gesucht, wodurch sie dann auch besser gelohnt werden. So kommt es dann auch, daß vom Komitee die Unterstutzung entzogen wird. So kommt es dann auch, daß manche Männer wegen Arbeitsmangel zuhause bei den Kleinkindern bleiben und die Mutter auf Arbeit gehen, um das Gelt fur den Unterhalt der Familie zu verdienen. Manche Arbeitgeber sind auch sehr hart zu den Arbeitern, und wenn ein Dienstmädchen ein Unglück hat und eine Untertasse oder Schussel zerbrochen hat, so wird das von ihrem niedrigen Lohn abgezogen. Ähnliche Dinge erlebte auch mein Mann, damals erst 12 Jahre alt. Er war bei reichen Leuten Laufbursche tätig (mit einem Wort gesagt: Madchen für alles). Er zerbrach eine Untertasse und das wurde ihm vom Lohn abgerechnet. So war bei manchen Familien 'Schmalhans' Koch.

Bei uns war die Armut auch sehr groß. Meine Mutter konnte nicht von zuhause weg, weil sie ein von Geburt an krankes Baby hatte. Mein Vater bekam eine sehr geringe Arbeitsstelle, und dem ähnlich war auch der Lohn meiner Schwester Suse (15 Jahre alt). Ihre Arbeitstelle war im Restaurant, wo sie alles tun mußte. Zudem war mein Onkel Abram Wiens auch noch sehr schwer krank. Niemand dachte an gesund werden. Die Arbeit meiner Tante war Kranke pflegen (auch ihr Baby). So erhielt ihre Tochter Lena ab 11 Jahre eine Arbeit als Hausmädchen. Sie mußte alle Arbeiten machen, die so im Haus vorkamen. Wie ich schon

sagte, waren wir auf der Flucht immer eine Familie. So war es für meine Eltern sehr schwer, fur 18 Personen zu sorgen. Weil mein Onkel so unterernährt und blutarm war, verordnete der Arzt, er soll zur Schlachterei fahren und das warme Rinderblut trinken. Nachdem er das eine zeitlang getan hatte, erholte er sich wieder langsam und ging der Genesung entgegen.

Mit dem Blut trinken war es so: er mußte mit wenig anfangen und jeden Tag etwas mehr trinken. Bald mußte er eine große Tasse voll austrinken, dann wieder das Maß verringern. So mußte er diese Kur machen und wurde danach, Gott sei Lob und Dank, wieder gesund. (Ich habe vergessen, wie klein und wie groß die Tasse war, aber sie war großer als eine gewöhnliche Tasse.)

Nachdem wir die Stadt besser kennengelernt hatten und mit den Dienstverhältnissen mehr bekannt waren, gelang es auch den Mannern bessere Verdienststellen zu finden, wo sie auch mehr Geld verdienten. Man mußte freilich von keiner Arbeit zurückschrecken und keinen Dienst fur zu niedrig ansehen. Man mußte einfach die Arbeiten annehmen, die einem angeboten wurden.

So lernten unsere jungen Menschen dann auch die allerverschiedensten Arbeiten kennen. Sie dienten beispielsweise als Nachtwächter, Bäcker, Gärtner, bedienten in den großen Hotels und Restaurants, als Schwarzarbeiter, in den verschiedenen Fabriken, und was es sonst für Arbeit gab. In den meisten Fällen erwarben wir durch Tüchtigkeit und Fleiß das Vertrauen der Arbeitgeber, welche unsere Arbeit zu schätzen wußten und uns Achtung entgegenbrachten. Doch gab es auch genug solcher Herrschaften, die ihre Arbeiter auszunutzen suchten, ihnen unter allerlei Vorwand den Lohn nicht auszahlten, und sie. mitunter auch wie das liebe Vieh behandelten.

In diesem Haus, wo wir als Flüchtlinge untergebracht waren, lebten wir bis zu 32 Personen in einem Zimmer und dieses für über ein Jahr. Am 12. Februar, 1931 kamen wir in Harbin an, und am 22. Februar, 1932 konnten wir Harbin verlassen.

Das Fluchtlingskomitee mit seinem tüchtigen Vorsitzenden, Herrn Peter Wiebe aus den Vereinigten Staaten an der Spitze, Prof. B.H. Unruh aus Deutschland, aud dazu auch noch Organisationen bemühten sich um unsere Ausreise aus China. Weil China überbevolkert war und die Arbeitslosigkeit groß war, waren wir bei der chinesischen Regierung ungewünschte Gäste. Wenn nicht bald eine Moglichkeit geschaffen werden konnte, standen wir in Gefahr, zurück nach Rußland geschickt zu werden. Als Prof. B. H. Unruh (Karlsruhe, Deutschland) erfuhr, in welcher Gefahr wir uns in Harbin, China befanden, fuhr er zur chinesischen Botschaft nach Bonn, um sich von der Wirklichkeit zu überzeugen. In Bonn wurde ihm dann gesagt, daß China an Arbeitslosigkeit leide, und China es sich nicht leisten konne, Flüchtlinge aufzunehmen. Wenn nicht bald eine Ausreise für sie zustande komme, sei China gezwungen, diese Menschen zurück nach Rußland zu schicken. Nun bat Prof. B.H. Unruh bei der Botschaft um Geduld für diese Flüchtlinge und versprach alles Mogliche zu tun, sie so schnell wie moglich nach Übersee zu bringen.

Jetzt ging das Bestreben des M.C.C. dahin, die Flüchtlinge moglichst bald nach Ubersee, sei es nach Nord-Amerika, Deutschland, oder sonst wohin zu bringen, um wieder geordnete Lebensverhältnisse für uns zu schaffen. Deutschland kam für uns damals nicht in Frage, da es schon überbevolkert war. Unser Verlangen war nach Kanada, weil dort schon so viele Rußland-Deutsche lebten. Auch waren viele unserer Flüchtlinge gerne in die Vereinigten Staaten gegangen. Es gelang auch einzelnen Familien durch Vermittlung ihrer Verwandten dorthin auszuwandern. Für eine großere Gruppe blieben die U.S.A. doch verschlossen. Auch Kanada offnete uns nicht seine Tore. Mein Vater hatte in Kanada auch einen Bruder, doch die Tante wollte ihre Verwandten nicht aufnehmen. So war das Komitee in Zusammenarbeit mit dem Mennonitischen Zentralkomitee in den U.S.A. und Prof. B.H. Unruh in Deutschland bemüht, für die deutschen Flüchtlinge in Harbin sonst wo auf dem weiten Erdenrund eine Heimat zu finden. Sogar Mexico und Brazilien kamen für uns Fluchtlinge nicht in Frage. Das war nun allerdings ein sehr mühevolles Unternehmen, denn es hatte den Anschein, als sei die Erde zu klein. Es schien so, als wolle sich nirgends in der Welt eine Tür für die Heimatlosen offnen, die um ihren Glauben ihr Leben, und alles was sie besassen, aufs Spiel gesetzt hatten. Das Leben war uns geblieben, doch das Notwendige zum Leben konnen, hatten wir verloren.

Heimatlos und rechtlos mußten wir in der Fremde uns kümmerlich durchschlagen. Niemand wußte, wie und wann diese ungeregelten Lebensverhältnisse fur uns zu Ende kommen würden.

Die Plane des M.C.C. und die Verhandlungen mit verschiedenen Ländern der Erde blieben ohne Erfolg. Als einzige und letzte Moglichkeit bestand die Ansiedlung der Flüchtlinge, wenigstens die erste Gruppe bestehend aus etwa 300 Personen, im Paraguayischen Chaco von Südamerika. Vor etlichen Jahren hatten aus Kanada eingewanderten Mennoniten die Menno Ansiedlung gegründet, und später hatten Flüchtlinge aus Sowjetrußland (Mennoniten die über Moskau und Deutschland zugewandert waren) die Kolonie Fernheim gegrundet.

Das Mennonitische Zentralkomitee beschloß dann auch den ersten Harbin Transport nach Paraguay zu bringen, wo Regierung den Flüchtlingen die gewünschten Privilegien zugesichert hatte. Dieser erste Transport von Mennoniten sollte der Rußland-Deutschen Siedlung Fernheim angegliedert werden. Die Kosten der Reise bezahlte zum größten Teil das M.C.C., und zwar aber nur vorschußweise.

Das Geld sollte in späteren Jahren von den Siedlern wieder zurückgezahlt werden. her in Harbin wurde meine Bruderchen Jakob, 2 Jahre alt und von Geburt an krank im Februar, 1931 begraben. Auch dem Onkel sein Baby, Suschen, (ein Jahr) wurde hier begraben.

Auch erließ das Komitee Aufrufe zu unserer materiellen Unterstützung an verschiedene ausländische Organisationen in chinesischen Großstadten wie Hong Kong, Peking, und Shanghai ergeben. Auch an das M.C.C. in den Vereinigten Staaten von Nordamerika wandte sich das Komitee um Hilfe. So trafen dann auch verschiedene Spenden beim Deutschen Konsulat zu unserer Unterstützung ein. Die Unterstützung bestand aus Kleidern, Schulmaterial, und Bargeld. Für uns bedeutete das eine große Hilfe, besonders für unsere Kranken und deren Betreuung, wie auch für den Aufbau und Unterhalt der Schule für unsere Kinder. Nun waren die notwendigen Verhandlungen und Vorbereitungen zu Ende geführt, und der erste Transport konnte organisiert werden. Für diesen ersten Transport kamen die Schumanowka Mennoniten und die Pribreshnoje Gruppen fast in ihrer Gesamtheit in Betracht. Dazu wurden dann noch etliche Familien aus anderen Gruppen hinzugetan. So gab es zuletzt eine Gruppe von 373 Personen, die den ersten Transport bildeten.

Zweihundertundsiebzehn Personen flüchteten in der Nacht vom 17. Dezember, 1930 über die Grenze von Rußland nach China. Davon zahlten 175 Personen aus unserem Dorf Schumanowka. Hier haben unsere Eltern einen ganz großen Mut aufgebracht. Einmal war es die große Familie mit den kleinen Kindern, dann die Autofahrt in der Kälte auf der wilden Steppe, wo sogar noch Kinder geboren wurden. Die Wahl war für uns sehr klar: Entweder jämmerlich in Rußland umkommen, oder diesen Versuch wagen. Weil die Flücht so sehr schwer war, flehten die Eltern täglich inbrünstig um göttlichen Beistand und Hilfe. Er, der große Gott hat geholfen. Ihm sei Lob und Dank dafür!